

Ulrich Laepple

Vom Glanz der guten Werke und ihrer missionarischen Kraft

abgedruckt in: Perspektiven. Impulse für missionarischen Gemeindeaufbau, hrg. v. Missionarische Dienste Württemberg 64, 2014, 5

„Gute Werke“ - der Ausdruck hat in der evangelischen Theologie und Tradition einen eher verdächtigen Beigeschmack, ist doch die reformatorische Theologie der Rechtfertigung in Antithese zum Begriff der „guten Werken“ entstanden. Darum setzt man den Ausdruck schnell dem Verdacht der Werkgerechtigkeit aus oder aber vergleichgültigt „gute Werke“ im Licht der Rechtfertigungsbotschaft und wertet sie ab. So kam der Satz „Paulus lehrt einen Glauben ohne Werke“ kürzlich einem Theologen in aller Unschuld über die Lippen. Doch bei Paulus - und im ganzen Neuen Testament - gibt es recht verstanden keinen „Glauben ohne Werke“!

Otto Michel, Tübinger Theologieprofessor, rief einst in einer Vorlesung über den Römerbrief seinen Studenten zu: „Paulus liebt die Tat!“ Damit setzte er sich mit einer folgenlosen und abstrakten Rechtfertigungslehre auseinander, die nicht vordrang zu einer sichtbaren Lebensgestalt des Glaubens. Paulus stand immer ein Glaube vor Augen, der sich im Leben erweist, und zwar „in der Liebe *wirksam* erweist“ (Gal,5,6). Paulus kann diese Wirksamkeit im Römerbrief am gemeindlichen Leben der Christen anschaulich machen (Röm. 12,1.2 und 9ff), aber auch am Beispiel seines eigenen Amtes, mit dem er besonders verantwortungsvoll umgeht (1.Kor.4,1f).

Jesus vergleicht am Ende der Bergpredigt den *Täter* des Wortes mit einem „klugen Mann“, der sein Haus auf Fels baut im Unterschied zu dem anderen, der das Wort nur hört und damit auf Sand baut (Mt. 7). Das heißt doch, dass erst dort, wo das Wort in die leibhafte Sphäre der Tat hineinreicht, es sich in uns tief genug verankern kann. Ohne die Tatsphäre fehlt dem Glauben Gestalt, Festigkeit und Widerstandskraft. Adolf Schlatter hat dies mit seiner prononcierten These unterstrichen: „Dienst ist das Ziel der Gnade“.

Hier liegt die theologische Begründung für alles diakonische Handeln - des Einzelnen, der Gemeinde und jeder diakonischen Einrichtung. Denn „Gnade“ setzt nicht nur *in den Stand* des Heils, sondern zugleich *in eine Bewegung* zum Nächsten, dem diese Gnade ja auch gilt. Diese Bewegung der Liebe zum Nächsten hat immer eine Gestalt, und zwar eine mehrdimensionale: Sie ist werthaft, zeichenhaft und leibhaft.

Solche Gestalthaftigkeit des Glaubens ereignet sich im „guten Werk“. Sie wird von Jesus mit einem zentralen Satz der Bergpredigt besonders gewürdigt: „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt. 5,16). „Gute Werke“ haben demzufolge eine missionarische Kraft, ja eine doxologische Bedeutung: Auf ihnen kann ein Glanz liegen, der in Anderen neues Gottvertrauen auslöst.

Der Apostel Paulus spricht an mehreren Stellen in seinen Briefen von einem besonderen „Werk“, einer mit dem Begriff „*diakonia*“ bezeichneten Kollekte, die er in den Gemeinden „für die Armen in Jerusalem“ sammelt. In diesem „Liebeswerk“ kommen für ihn Gehalt und Gestalt des Glaubens zusammen und verfehlen ihre Wirkung auf andere nicht (vgl. 2.Kor.9,12). Die Art, wie eine Kirchengemeinde ihre diakonische Berufung gestaltet, sollte in diesem Licht keine Nebensache sein. Denn eine Gemeinde, die nicht diakonisch ist, wird schwerlich missionarisch sein können.

Mit dem Zusammenklang von Wort und Tat, von Gehalt und Gestalt des Glaubens steht die Kirche Jesu Christi unter öffentlicher Beobachtung. Verhängnisvoll ist darum ein Bild, mit dem ihre Amtsträger und Gläubigen Anstoß erregen. Denn alles christliche Lebenszeugnis hat einen öffentlichen Anteil und ist ein „Werk“, entweder ein „Wohlgeruch zum Leben“ (2.Kor.2,15) und „Brief Christi“ (2.Kor.3,3) – oder aber das Gegenteil.